

Wie sich Frauen an den Weg zur diakonietypischen Hausmutter-Funktion zwischen 1945 und 1995 erinnerten

Daniela Händler-Schuster, Michael Schulz, Reinhard Neumann, Johann Behrens

Diakonische Betriebsfamilien stellten im 20. Jahrhundert in Deutschland eine bedeutende Ressource im Hinblick auf die langfristige Betreuung von Kranken und behinderten Menschen dar. Da kaum empirisches Material zur Funktion der Hausmutter existierte, wurde untersucht, wie sich die Hausmutter-Funktion in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts in der Interaktion mit den Mitgliedern der Familie gestaltete und welche Bedeutung ihr zugeschrieben wurde. Für den vorliegenden Artikel wurden die Interviews von neun Hausmüttern verwendet. Orientiert an den Prinzipien der Grounded Theory nach Strauss und Corbin konnten im Gesamtergebnis drei Phasen beschrieben werden, welche die Hausmutter während ihrer Funktion durchlief. Mit der Kernkategorie Macht und Herrschaft stellt der vorliegende Artikel die erste Phase der Hausmutter-Funktion dar und zeigt, dass der Weg zur Hausmutter mit vielen Entbehrungen und einer Überforderung verbunden war. Hausmütter absolvierten zwar einen „Brautkurs“, jedoch fühlten sie sich besonders zu Beginn ihrer Funktion häufig überfordert und nur wenig auf die Funktion als Hausmutter vorbereitet. Die Erkenntnisse über die drei Phasen der Hausmutter-Funktion können zum gegenseitigen Verständnis von Pflegenden beitragen und verdeutlichen, dass professionelle Pflege am Beispiel von Betriebsfamilien gewachsen ist.

Hausmutter • Betriebsfamilien • Geschichte der Pflege • Professionalisierung

1 Einleitung

Familienmodelle waren im 20. Jahrhundert in Deutschland weit

verbreitet. Diakonische Betriebsfamilien, die auch umgangssprachlich unter dem Begriff der Hauselternfa-

milie bekannt waren, sorgten für die innere Ordnung von Einrichtungen, in denen Kranke und pflegebedürftige Menschen wie auch minderjährige Kinder und Jugendliche ein Zuhause fanden. In der Diakonieggeschichte können verschiedene Formen von Familienmodellen beschrieben werden, die in ihrer Ausprägung unterschiedlich gelebt wurden.

Neben vielen Diakonissenmutterhäusern, in denen der Vorsteher und seine Frau oder der Vorsteher und die Oberin – gleichsam als virtuelles „Ehepaar“ – das Familienoberhaupt bildeten (Kreutzer, 2008; Benad, 2008), existierten gleichgeschlechtliche Kinderfamilien (Häusler, 2007). In der männlichen Diakonie bildete der Diakon mit seiner Ehefrau, der Hausmutter, das Elternpaar; sie waren als Familienoberhaupt erste Ansprechpersonen (Neumann, 2001; 2010). Nicht alle diakonischen Gemeinschaften in Deutschland lebten das Hauselternprinzip.

In der Westfälischen Diakonienanstalt Nazareth in Bethel, die heute zu den von v. Bodelschwinghschen Stiftungen Bethels gehört, waren Hauseltern bis in die 1960er Jahre strukturdominant und sie leiteten über einen Zeitraum von mehr als hundert Jahren Pflegehäuser, in denen sie mit den

Mitgliedern der Familie lebten und arbeiteten (Steinbrück, 2001; Randzio, 2008; Benad, 1994; 2008; Neumann, 2010; Händler-Schuster, 2011; Händler-Schuster, Schulz & Behrens, 2011; Händler-Schuster, Schulz & Behrens, 2012a&b). Zu den Mitgliedern der Hauselternfamilie zählten sowohl Behinderte und Anfallskranke, alte und gebrechliche Menschen als auch Menschen mit psychiatrischen Erkrankungen, also Menschen mit ganz unterschiedlichem Hilfe- und (erzieherischen) Betreuungsbedarf. Hausmütter waren neben dem Hausvater eine wichtige Ressource. Bevor eine Frau Hausmutter werden konnte, musste sie in Bethel einen Brautkurs absolvieren. Der Brautkurs sollte angehende Ehefrauen der Diakonen befähigen, die Aufgaben innerhalb ihrer Position zu bewältigen, zudem sollten die Frauen die Häuser Bethels kennen lernen (Falkenroth, 1995; Neumann, 2001).

Der Begriff „Brautkursus“ fand erstmalige Erwähnung in einem Protokoll einer Brüderratssitzung aus dem Jahr 1910¹ und wurde im Jahr 1893 von dem Nazarethvorsteher Johannes Kuhlo eingeführt und von Pastor Paul Tegtmeyer (Vorsteher 1923–1954) weitergeführt. Die Anstaltsleitung behielt sich vor, die zukünftige Ehefrau des Diakons mit auszuwählen. Gesundheit sowie geistliche und persönliche Eignung sowie die Bereitschaft zur Tätigkeit im Berufsfeld des zukünftigen Mannes waren unabdingbare Voraussetzungen einer Zulassung als Braut (Benad, 1994; 2008). Die Bewerbung war mit einer persönlichen Vorstellung und einem Leumundszeugnis verbunden, das dem Brüderrat vorgelegt werden musste. Die zukünftige Braut musste Referenzen und Zeugnisse einreichen. Selbst wenn sie bereits als Krankenschwester im Dienst tätig gewesen war, musste die Frau ihre Fähigkeiten unter Beweis stellen. Der Vorstand prüfte ihren Leumund sorgfältig. Erst wenn alle Kriterien erfüllt waren, wenn die Frau vor der Heirat nicht

schwanger war und der Brüderrat die Hochzeit genehmigte, wurde die Frau zum Brautkurs berufen. Unabhängig von ihren Qualifikationen muss-

fasste zunächst zwei Wochen und ab Jahresende 1926 umfasste der theoretische Teil des Brautkurses drei Wochen. Zum theoretischen Unterricht

Abstract

Women's memories of themselves on their journeys to housemother-style roles, 1945–1995

In the twentieth century, diaconical institutional families represented a significant resource in the long-term care of sick and disabled people in Germany. As little empirical material on life in institutional families existed, a qualitative study was carried out to explore aspects of the role of the housemother in the context of their interactions with residents in the second half of the twentieth century and to find out its importance was attached to this role. For this article nine former housemothers were interviewed using oral history interviews. The qualitative study based on grounded theory approach, following Strauss & Corbin. The phenomena of power and domination form the central category, which can then be divided into three phases of the role of the housemother. This article exclusively concentrates on the first phase: "Setting out as a bride" – borrowed power and domination. The process of becoming a housemother was accompanied by a great deal of sacrifice. Today, the role of the housemother is seen as outdated as it was based strongly on structures of power and domination. Understanding the three phases of the housemother role can contribute towards a mutual understanding of care providers and show that professional nursing care has grown out of the example of institutional families

Housemother • Institutional families • History of Nursing • Professionalization

te jede Frau, die beabsichtigt hatte, einen Diakon zu heiraten, einen „Brautkurs“ absolvieren. Der Brautkurs garantierte jedoch nicht die Position einer Hausmutter, sondern stellte die Voraussetzung dar, dass das Paar heiraten durfte. Die Frauen verbrachten im Brautkurs drei Wochen im Pfarrhaus der Familie Tegtmeyer und ließen sich prüfen, bevor sie in die Praxis gingen. Der Brautkurs um-

während der Brautkurse existieren keine Lehrpläne.

In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts wurden Frauen nach der Heirat mit einem Diakon sofort zur Hausmutter ernannt. Voraussetzung war jedoch, dass die Aussicht auf einen eigenen Herd gegeben war, also die Aussicht auf eine eigene Familie.

Um die lebenspraktischen Belange der Pfleglinge, aber auch um ihre

seelsorgerliche Unterweisung im Sinne einer christlich-patriarchalischen Großfamilie des 19. Jahrhunderts kümmerte sich der Hausvater als Oberhaupt dieser Familie. Er hielt

in den Häusern die alltägliche Andacht und am Freitagnachmittag den für alle verpflichtenden „Wochenschluss“. Für die Atmosphäre des Pflegehauses sorgte die Hausmutter, die diese Aufgabe in der Regel an allen Tagen der Woche rund um die Uhr neben der Fürsorge

um ihre eigenen, oftmals zahlreichen Kinder wahrnahm. Diese Fürsorgepflicht reichte nicht nur in sämtliche Dinge des alltäglichen Lebens, sondern schloss als ein prägendes Merkmal der Anstaltsdiakonie den gemeinsamen sonntäglichen Kirchgang in die Betheler Zionskirche mit ein. Es war die Aufgabe der Hausmutter, sich „mütterlich“ um die im Haus Lebenden zu kümmern (Tegtmeyer, 1948). Hausmütter sollten für ein Milieu sorgen, das familienähnlich war und Menschen die natürliche Familie, soweit es ging, ersetzen sollte. Hausmütter waren demnach auch Hoffnungsträger für eine Vielzahl von Menschen, die ihrer Hilfe bedurften (Neumann, 2010).

Heute existieren Hauselternfamilien nicht mehr. Gründe für den Abbau der Organisationsform der Hauselternfamilie waren unter anderem die Bestrebungen, Pflege zu spezialisieren und zu professionalisieren (Rosemann, 1966; Steinbrück, 2001; Randzio, 2008; Händler-Schuster, Schulz & Behrens, 2012b). Mit einer Welle eines therapeutischen Geistes sollte es anstelle von großen Wohneinheiten von nun an kleinere Wohneinheiten geben, zugunsten

von Autonomie und Partizipation der Menschen, die in Bethel lebten. Hinzugekommen war, dass in den 1970er und 1980er Jahren das aufkommende Konzept der Regionalisierung eine



Bräute des Brautkurses, das Ehepaar Tegtmeyer und eine ihrer Töchter vor dem Pfarrhaus Tegtmeyer (Neumann, 2012, S. 92)

Abkehr vom Zentralisierungsgedanken früherer Anstalten bedeutete, gleichzeitig ließen sich immer weniger Paare finden, die sich unter den damaligen Bedingungen vorstellen konnten, als Hauseltern tätig zu werden. Schließlich veränderte sich auch das Selbstbild der Frauen in Bethel, so dass diese nicht mehr unentgeltlich an der Seite ihres Mannes arbeiten wollten (Händler-Schuster et al., 2012b).

Da die Geschichte der damaligen Hausmütter in Bethel zunehmend in Vergessenheit geriet und kaum empirisches Material zur Funktion der Hausmutter existierte, entstand 2008 an der Medizinischen Fakultät der Universität Halle-Wittenberg im Institut für Gesundheits- und Pflegewissenschaften (DFG-Sonderforschungsbereich 580) und der Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie in Bethel ein Forschungsprojekt, das die Hausmutter-Funktion in der Zeit zwischen 1945 und 1995 fokussierte (Händler-Schuster, 2011; Händler-Schuster et al., 2011; Händler-Schuster et al., 2012a&b).

Der vorliegende Artikel präsentiert ein Teilergebnis aus diesem Forschungsprojekt. Orientiert an die Hauptfragestellung aus der Gesamtstudie: „Wie gestaltete sich die Hausmutter-Funktion in der Interaktion mit den Hausbewohnern und welche Bedeutung wurde der Hausmutter-Funktion zugeschrieben?“ fokussiert er nachstehend die Frage: „Wie sehen Frauen rückblickend den Weg zur Hausmutter?“

Die Ergebnisse sollen einerseits die Geschichte damaliger Hausmütter in Einrichtungen für Kranke und pflegebedürftige Menschen erhellen, andererseits können die Ergebnisse helfen, familienähnliche Settings vor dem Hintergrund der zeitlichen Entwicklung besser zu verstehen.

2 Material und Methode

Für diese qualitative Studie wurde ein hermeneutisch-interpretatives Vorgehen gewählt.

Mit einer Recherche in Deutschland und der Schweiz wurde ein Kontakt zu verschiedenen Institutionen und diakonischen Gemeinschaften hergestellt. Das Vorgehen der Datensammlung und -auswertung orientierte sich an den Prinzipien der Grounded Theory (Strauss & Corbin, 1996), der am häufigsten verwendeten medizinsoziologischen Methode, die sich speziell für die Darstellung von sozialen Prozessen eignet.

2.1 Setting und Rekrutierung der Befragten

Als Setting dienten die v. Bodelschwingschen Stiftungen Bethels, weil in Bethel die meisten Quellen zu Hauselternfamilien zu finden waren und der Zugang zu Zeitzeugen im Vergleich zu anderen diakonischen Gemeinschaften in Deutschland am besten gegeben war. Durch einen Aufruf im Nazarethbrief (Ausgabe 02/2009), der quartalsweise im Jahr erscheint und an ca. 1000 Mitglieder der diakonischen Gemeinschaft Nazareth versendet wird, wurde im Jahr 2008 die Bitte veröffentlicht, sich an der Studie durch ein Oral-History-Interview zu beteiligen (Händler-Schuster, 2011; Händler-Schuster et al., 2011; Händler-Schuster et al., 2012b).

2.2 Ethische Richtlinien

Mit der Ethikkommission der Medizinischen Fakultät in Halle (Saale) wurde vorab geklärt, dass ein Vo-

tum der Ethikkommission bei dieser Studie, die auch mit einwilligungsfähigen Bewohnern durchgeführt wurde, nicht nötig sei, wenn die Datenschutzbestimmungen sowie forschungsethische Prinzipien eingehalten werden würden. Alle Befragten aus der Gesamtstudie wurden sowohl mündlich als auch schriftlich über das Forschungsvorhaben informiert (Händler-Schuster, 2011; Händler-Schuster et al., 2011; Händler-Schuster et al., 2012a&b). Zu den Befragten wurde ein verbindlicher Kontakt gehalten, das heißt, dass die Befragten die Zusicherung erhielten, das Interview jederzeit abbrechen zu können. Alle Befragten erhielten die Kontaktdaten der Erstautorin, die zu Fragen zur Gesamtstudie jederzeit kontaktiert werden konnte. Die Erstautorin sicherte den Befragten Informationen zu den Ergebnissen über den Nazarethbrief zu. Ergebnisse zur Gesamtstudie wurden im Nazarethbrief mit den Kontaktdaten der Erstautorin zweimal publiziert. Die Einsatzorte, in denen die Befragten tätig waren, wurden zum Schutz der Befragten bewusst nicht genannt.

2.3 Datensammlung

Die Datensammlung erfolgte mit der Methode von Oral-History-Interviews, die mit Erzählanreizen versehen waren. Es lagen persönliche Dokumente vor wie persönliche Briefe, Tagebücher, Printmedien, zu denen Bücher, Artikel und Archivmaterial gehörten, und es erfolgte die persönliche Kommunikation über Telefon, E-Mails und Briefe. Durch den gesamten Forschungsprozess wurden Memos geschrieben und Feldnotizen gesammelt, welche in die Datenanalyse eingeflossen sind. Im Sinne eines Pretests wurden bereits im Jahr 2008 Gruppen- und Familieninterviews durch das Institut für Gesundheits- und Pflegewissenschaft an der Medizinischen Fakultät in Halle-Wittenberg mit sechs Zeitzeugen und Zeitzeuginnen durchgeführt

(Behrens, 2008; Händler-Schuster, 2011; Händler-Schuster et al., 2011; Händler-Schuster et al., 2012a&b).

Interviewaufnahme und -gestaltung

Alle Interviews wurden auf einem digitalen Diktier- und Aufnahmegerät aufgezeichnet und von der Erstautorin vollumfänglich transkribiert, wobei die allgemeinen Richtlinien der Textgestaltung berücksichtigt wurden (Bortz & Döring, 2006; Polit & Beck, 2012). Alle Interviews begannen mit der Impulsfrage: „*Wie war das, als Sie Hausmutter waren?*“

Zur Unterstützung bei Pausen, die während der Interviews entstehen würden, sollten Fragen gestellt werden, die sich an bereits bestehenden Themen aus der Gesamtstudie orientierten. Demnach sollte der Fokus auf das Gehorsamsgebots in den Häusern gelenkt werden, von dem in der Literatur mehrfach berichtet worden war. Es wurde zudem als wichtig erachtet, Hausmütter danach zu fragen, inwieweit sich die Menschen wechselseitig halfen und wie Interaktionen gestaltet wurden.

2.4 Datenanalyse

Die Interviews wurden alle vollständig von der Erstautorin transkribiert und auf die Forschungsfrage hin analysiert. Im gesamten Forschungsablauf wurden neben den allgemeinen Gütekriterien der hermeneutisch-interpretativen Forschung (Mayring, 2002) die vier Gütekriterien „Glaubwürdigkeit“, „Originalität“, „Resonanz“ und „Nützlichkeit“ angestrebt (Charmaz, 2006). Das Kriterium „Glaubwürdigkeit“ sollte

erreicht werden, indem ein systematischer Vergleich der Daten stattfand (Tegtmeier, 1948; Rosemann, 1966; Benad, 1994; 2008; Randzio, 2008; Nußbicker, 2009; Neumann, 2010; Händler-Schuster, 2011; Händler-Schuster et al., 2012a&b) sowie eine ausreichende Verankerung der Daten zur bestehenden Literatur. Mit der „Originalität“ wurde versucht, neue und wichtige Einblicke aus dem Leben damaliger Hauselternfamilien zu beschreiben, um sie mit neuen Konzeptionen der Gesundheitspflege in Beziehung setzen zu können. Mit dem Kriterium der „Resonanz“ sollte das individuelle Leben der Zeitzeugen im Rückblick beschrieben werden können. Durch das geschichtliche Erzählen sollte ein tieferer Einblick



über das Leben der Zeitzeug(inn)en im Rückblick ermöglicht werden, das zu einem besseren Verständnis über die Individualität der Lebensweisen in unterschiedlichen Settings führen sollte. Mit dem Kriterium „Nützlichkeit“ wurde angestrebt, dass die Ergebnisse der Gesamtstudie durch Publikationen für zukünftige Konzepte zum gemeinschaftlichen Leben berücksichtigt werden können, ebenso für weitere Forschungen im Hinblick auf familiäre Systeme der Gesundheits- und Krankenpflege. Im Forschungsablauf wurden alle Schritte schriftlich niedergelegt. Dabei wurde versucht, den Prinzipien

der Grounded Theory nach Strauss & Corbin (1996) zu folgen. In einem mehrschrittigen Kodierprozess, bei dem sich die Datenerhebung und -auswertung abwechselten, wurden Kategorien identifiziert und Konzepte und Kategorien gebildet, die wiederum mit der Literatur verglichen wurden, bis sich eine prozesshafte Phasenbeschreibung aus den Daten zur Funktion der Hausmutter interpretieren ließ. Im Kodierprozess fand das MAXQDA-Programm Anwendung, ein Softwaretool zur computergestützten qualitativen Daten- und Textanalyse.

3 Resultate

Hauptgegenstand der Analyse in der Gesamtuntersuchung waren die Interviews von neun Hausmüttern, acht Hausvätern sowie acht Bewohnern und einer Bewohnerin und die Interviews mit fünf leiblichen Kindern. Für den vorliegenden Artikel wurden ausschließlich die Interviews von allen neun Hausmüttern verwendet. Weitere Ergebnisse aus der Gesamtuntersuchung, in denen auch die Erinnerungen von Mitgliedern damaliger Hauseltern dargestellt wurden, lassen sich in weiteren Publikationen aus der Gesamtstudie nachlesen (Händler-Schuster, 2011; Händler-Schuster et al., 2011; Händler-Schuster et al., 2012a&b).

Beschreibung der befragten Hausmütter

Alle befragten Hausmütter arbeiteten mehrere Jahre in verschiedenen Pflegehäusern Bethels innerhalb der Hauselternschaft. Die Geburtsjahrgänge der Hausmütter lagen zwischen 1929 und 1958, das Durchschnittsalter betrug 69 Jahre (Händler-Schuster, 2011; Händler-Schuster et al., 2012b). Alle Hausmütter waren in verschiedenen Häusern mehrere Jahrzehnte als Hausmutter tätig. Fünf der neun befragten Hausmütter verfügten über eine pflegerische Ausbildung in der Kranken- und Altenpflege, die

anderen waren im kaufmännischen Bereich qualifiziert oder hatten in der Hauswirtschaft eine Ausbildung absolviert. Die Schwerpunkte ihrer Aufgaben- und Verantwortungsgebiete unterschieden sich in Abhängigkeit von den im Haus lebenden Menschen. Die Interviewlänge betrug zwischen 70 und 150 Minuten.

3.2 Die Phasen der Hausmutter-Funktion

Aus den Ergebnissen der Gesamtstudie ließen sich drei Phasen definieren, die allesamt von der Kernkategorie „Macht und Herrschaft“ begleitet werden. Anhand der Ergebnisse kann interpretiert werden, dass die diakonietypische Hausmutter im Rahmen ihrer meist jahrzehntelangen Tätigkeit folgende drei Phasen durchlaufen hat (Händler-Schuster, 2011; Händler-Schuster et al., 2011; Händler-Schuster et al., 2012b):

1. *«Sich als Braut auf den Weg machen – geliehene Macht und Herrschaft»*,
2. *«Sich als Hausmutter verwirklichen – umgesetzte Macht und Herrschaft»* und
3. *«Aus der Funktion als Hausmutter ausscheiden – verlorene und enttäuschte Macht und Herrschaft»*.

Die erste Phase der Hausmutter-Funktion war mit einem hohen Maß an Verzicht verbunden, was der vorliegende Artikel vertieft darstellt. Zur zweiten Phase gehörten die Erinnerungen der ehemaligen Hausmütter zu Veränderungen der inneren und äußeren Strukturen der Häuser, in denen Hausmütter mit ihren Familien gelebt haben. So erinnerten sich die Hausmütter, wie sie sich mit den Mitgliedern der „Familie“ zur Selbstorganisation befähigt haben (Händler-Schuster, Schulz & Behrens, 2011). Mit der dritten Phase fühlten sich Hausmütter im Rückblick durch die Entwicklungen und die Zunahme von Spezialisierungen aus ihrer Funktion verdrängt. Professionelle Beziehungen hatten zugenommen

und dazu geführt, dass die Hausmutter-Funktion zunehmend von der Gesellschaft, aber insbesondere auch von den Mitgliedern der „Familie“ in Frage gestellt wurde. Auch unlösbare Probleme forderten Frauen in ihrer Funktion heraus und führten dazu, dass immer weniger Frauen den Weg zur Hausmutter auf sich nehmen wollten. Die dritte Funktion ist aber auch mit einer fehlenden Anerkennung für die Aufgabe verbunden, worunter ehemalige Hausmütter bis heute leiden (Händler-Schuster, Schulz & Behrens, 2012b).

Sich als Braut auf den Weg machen – geliehene Macht und Herrschaft

Zur ersten Phase der Hausmutter-Funktion konnten vier Kategorien identifiziert werden: „Verzicht“, „Überforderung“, „Sich einfinden“ und „Sich beweisen“. Mit den vier Kategorien konnte beschrieben werden, dass sich ehemalige Hausmütter daran erinnerten, besonders zu Beginn mit ihrer Funktion überfordert gewesen zu sein.

Verzicht

Die Ergebnisse bestätigen, dass eine Frau in Bethel, die einen Diakon heiraten wollte, sich offiziell im Brüdererrat um die Heirat bewerben musste: *„Sieben Jahre musste ich warten, aber wir haben uns ja immer wieder gesehen.“* (Frau E., Z. 4). In der Zeit, in der die Verbindung zwischen einem Diakon und einer Frau noch nicht genehmigt war, musste diese Verbindung verheimlicht werden. Die Ergebnisse zeigen zudem, dass die Frauen bereits im Beruf standen und der Brautkurs eine Zeit darstellte, in der sie sich anderen Hausmüttern unterzuordnen hatten, was unterschiedlich beschrieben wird:

„Ein halbes Jahr war das und das war für uns – ich war ja schon sehr lange im Beruf und war Stationschwester gewesen und war wirklich eine gestandene Frau – nun musste ich plötzlich in so einen Brautkursus und mir von der Hausmutter alles Mögliche sagen

lassen. Das war auch nicht immer so ganz einfach!“ (Frau P., Z. 65)

Der Umstand, den Brautkurs absolvieren zu müssen, löste bei den Frauen Protest aus, was mit folgendem Beispiel belegt werden kann: „Also da bestand ich drauf, dass ich zwei Stunden Mittag – und da hat die natürlich eine Flappe gezogen. Sie selber war von morgens um 05.00 Uhr bis abends um 22.00 zugange. Das hat dann so ein bisschen Aufsehen erregt, dass man sich so versuchte durchzusetzen. Aber ich habe das für nötig gehalten.“ (Frau P., Z. 75)

Überforderung

Die Erinnerungen ehemaliger Hausmütter lassen darauf schließen, dass die Zeit zwischen dem Brautkurs und der Funktion als Hausmutter für die Frauen ungewiss war und auch Gefühle der Überforderung auslöste. Frau U. konnte sich in den Interviews gut an die Momente erinnern, in denen die Entscheidung für eine Planstelle gefallen war, und an die Gefühle der Angst, den zukünftigen Anforderungen nicht gerecht werden zu können: „Ich habe Angst davor, dass ich's nicht packe.“ (Frau U., Z. 45)

Die fehlende Mitsprache, das geringe Lebensalter der Frauen und das Gefühl, der Aufgabe nicht gewachsen zu sein, überforderte die Frauen, besonders wenn diese noch sehr jung waren: „Ich war schon 20, als wir die Aufgabe kriegten – das ist zu früh, da erwartete ich gerade mein zweites Kind – ich habe Schnotten und Wasser geheult. Obwohl ich wusste, dass wir da hinzogen, dass mein Mann die Leitung kriegt.“ (Frau E., Z. 4)

Sich einfinden

Frau P. erinnerte sich mit ihrem Mann daran, dass vor allem das plötzliche Einlassen auf eine neue Situation nicht einfach war, wenn diese vom Vorstand beschlossen worden war:

„Sie müssen nach P. (ein Haus in Bethel mit dem Schwerpunkt Behindertenarbeit). Dann sind wir losmar-

schiert nach P. und ich hatte überhaupt keine Ahnung von Behindertenarbeit und Krankenpflege – also was Behindertenarbeit ausmacht, welche Schwierigkeiten man da auch erfährt.“ (Frau P., Z. 90)

Die ehemaligen Hausmütter erinnerten sich daran, dass sie in die Hausmutter-Funktion hineinwuchsen. Da nicht alle Hausmütter über eine pflegerische Qualifikation verfügten, war gerade der Umgang mit den Bewohnern in den jeweiligen Einrichtungen eine besondere Herausforderung: „Da waren auch welche, die ganz fit waren. Während dann die Kranken – da hatte ich keine Erfahrung. Ach, diese Patienten da in der Küche, das fand ich ganz schlimm.“ (Frau M., Z. 46). Frau F. (Z. 52) äußerte im Rückblick ebenfalls ihre Bedenken bezüglich der Aufgabenbereiche, die neu für sie waren, gleichzeitig erinnerte sie sich dann aber auch daran, dass vieles bereits eingespielt war und niemand erwartet hatte, dass sie die Ordnung im Haus „neu erfinden“ müssten. Im Rückblick beschrieben die Befragten besonders, wie sie sich gegenüber den Angehörigen der „Familie“ durchsetzen und sich beweisen mussten. Frau U. (Z. 124) sah einen Grund dafür in ihrem Alter, weil sie im Vergleich zu den Angehörigen der Familie noch sehr jung war.

Sich beweisen

Die Einarbeitung in (neue) Aufgabenfelder verlangte von den Hausmüttern einerseits Bereitschaft für Neues, andererseits aber auch den Willen, von und mit anderen zu lernen, beispielsweise wenn es um das Kochen großer Mengen ging:

„Dann musste ich eben doch mal kochen und das war schon schwer und ich glaube, die mir da zuguckten, haben sich schlapp gelacht, wenn ich so 100-Liter-Kessel mit einem Teelöffel gewürzt habe – für 140 Leute musste ich irgendwie mit Hausbewohnern kochen.“ (Frau W., Z. 6)

Es gab mit den neuen Aufgaben-

bereichen auch immer wieder Momente der Überforderung. In solchen Situationen versuchten Hausmütter, entweder sich mit ihrem Mann abzustimmen oder die Aufgaben alleine zu lösen. Sie behalfen sich beispielsweise, indem sie andere Hausmütter um Rat fragten, wie das Frau U. tat:

„Dann habe ich abends bei Frau W. angerufen, ich war ja drei Jahre im Kinderheim, wo ich mitgeholfen habe, in der Verwaltung. Da sag ich: ‚Mutter W., stellen Sie sich vor, was die mir antun wollen.‘ (spricht leise). ‚Ich kann das nicht, ich schaff das doch nicht.‘ Und dann sagte sie: ‚Mädchen, schau mal, du hast alles bei uns gelernt, was du brauchst, und jetzt musst du nur daran denken, nimm anstatt einer Tasse Reis einen Eimer Reis, dann klappt das immer!‘ Und das hat mir so viel Mut gemacht.“ (Frau U., Z. 46)

4 Diskussion

Der vorliegende Artikel folgte der Frage, wie Frauen im Rückblick den Weg zur Hausmutter-Funktion beschreiben. Die Ergebnisse konnten aufzeigen, dass Frauen auf dem Weg zur Hausmutter individuell ihren Weg finden mussten, was mit Überforderungen einherging. Aus den Daten kann abgeleitet werden, dass die Tatsache, dass Hausmütter pflegerisch ausgebildet waren, eine untergeordnete Bedeutung hatte, da es in erster Linie wichtig war, dass Hausmütter den Dienst des Mannes stärkten und sich mit Fürsorge und Bereitschaft in ihre Aufgabe einbrachten. Die Ergebnisse zeigen auf, dass Hausmütter neben ihren hauswirtschaftlichen und zum Teil seelsorgerischen Aufgaben einen komplexen (pflegebezogenen) Aufgaben- und Verantwortungsbereich hatten (Händler-Schuster, 2011; Händler-Schuster et al., 2011; Händler-Schuster et al., 2012a). Hausmütter waren für pflegebezogene Aufgaben und für die Umsetzung der Krankenbehandlung zuständig; sie organisierten auch die wechsel-

seitige Pflege und Behandlung der Bewohner(innen) untereinander und waren teilweise auch fachpflegerisch qualifiziert. Die Ergebnisse zeigen, dass Hausmütter in Arbeitsbereichen eingesetzt waren, auf die sie fachlich wenig vorbereitet wurden. Der Weg zur Hausmutter war für Frauen, die Hausmutter werden wollten, verbunden mit Verzicht und Überforderung, was auf ein Macht- und Herrschaftsverhältnis zwischen der Anstaltsleitung und den damaligen Hauseltern schließen lässt. Dieses Macht- und Herrschaftsverhältnis war gesellschaftlich legitim und so wurde das Hierarchieverhältnis an die Menschen in den Häusern weitergegeben. Nach Weber (1980) wird die Macht definiert als jede Chance, innerhalb einer sozialen Beziehung den eigenen Willen auch gegen Widerstreben durchzusetzen, gleichviel, worauf diese Chance beruht. Anders verhält es sich bei der Herrschaft. Demnach wird nach Weber (1980, S. 28) Herrschaft definiert als „die Chance, für einen Befehl bestimmten Inhalts bei angebbaren Personen Gehorsam zu finden“. Personen können anderen Personen gegenüber gehorsam sein oder sich in Regeln, die ihnen vorgegeben werden, einfügen, aus Angst vor Sanktionen.

Der Glaube an eine Legitimität in damaligen Hauselternfamilien kann anhand der Erkenntnisse aus der vorliegenden Untersuchung als die verlässlichste Grundlage einer Entstehung von Herrschaft definiert werden. Zudem lässt sich aus den Daten ableiten, dass durch Ordnungen, die das gemeinschaftliche Leben strukturierten und die weitgehend durch die Anstalt, beispielsweise durch die Hausordnung, vorgegeben waren, eine Herrschaftsform gelebt wurde. Nicht nur die regelmäßig durchgeführten Hauselternkonferenzen, sondern auch die festgelegten Hausordnungen machten die Herrschaft der Hauseltern legal. Anhand der Literatur kann interpretiert werden, dass sich die Hausmütter aus der zweiten

Hälfte des 20. Jahrhunderts mehrheitlich an die festgelegten Ordnungen hielten, die ihnen und ihren Männern von der Anstaltsleitung auferlegt waren. Die Erinnerungen machen deutlich, dass besonders die erste Zeit der Hausmütter von einem Verzicht geprägt war, und zwar vor allem für diejenigen, die bereits im Berufsleben standen und sich im Brautkurs anderen Hausmüttern unterzuordnen hatten.

In Bethel wurde ein Brautkurs für angehende Diakoninnen durchgeführt, von dem sich Bräute erhofften, einen Einblick in ihr späteres Aufgabenfeld zu erhalten. Das geschah auch in einigen Fällen, doch trug dieser Kurs oft dazu bei, dass sich die Hausmütter im Rückblick um ihre Arbeitskraft *betrogen* oder aber als billige Arbeitskraft missbraucht fühlten. Sie erhielten für ihre Arbeit keinen Lohn, was sich auch aus anderen Quellen bestätigen lässt (Stiefel, 1998). Hausmütter hielten sich an das Gehorsamsgebot, indem sie ihre Liebe zum Diakon vielmals über Jahre geheim hielten. An Gehorsamkeit hatten sie sich selbst gehalten und sie auch von den im Haus Lebenden erwartet (Händler-Schuster, Schulz & Behrens, 2012b). An dieser Stelle kann ein Vergleich mit damaligen Mutterhäusern angestellt werden, in denen es ebenfalls wichtig war, dem Gehorsamsgebot Folge zu leisten. Nach der deutschen Historikerin Susanne Kreuzer (2006) durften „Eltern“ in Mutterhäusern streng und autoritär sein, sie übernahmen jedoch auch die Sorge für das leibliche und seelische Wohl der Schwestern. Es ist möglich, dass auch der Nazarethvorsteher Paul Tegtmeyer (1948) und seine Frau streng zu den Bräuten waren, aber sie nahmen gleichsam Attribute von Eltern an und verhielten sich gegenüber den Bräuten fürsorglich. Die Ergebnisse der vorliegenden Untersuchung zeigen zu diesem Punkt kein einheitliches Bild. Die Ergebnisse lassen darauf schließen, dass für die Befragten die Funktion der Hausmutter

auch mit einem Reiz der gesellschaftlichen Anerkennung verbunden war, die sie trotz privater Einschränkungen in vieler Hinsicht besser stellte als innerhalb von Familien, in denen sie nicht als Hausmütter tätig waren. Allerdings erhielten die Hausmütter keine finanzielle Entschädigung für die Tätigkeit als Hausmutter, obwohl sie mit ihrer Präsenz sowohl tagsüber als auch in der Nacht im Einsatz waren. Aus unveröffentlichten Quellen kann abgeleitet werden, dass ein Hausvater als Sozialarbeiter im Jahr 1979 einen Brutto-Arbeitsverdienst von 34,532 Deutsche Mark erhielt, was umgerechnet einen Jahreslohn von etwa 17,000 Euro ausgemacht hatte. Dass sich Hausmütter wenigstens ein Taschengeld gewünscht hätten, belegen auch die Erinnerungen von Hausmüttern, die vor 1945 tätig waren (Stiefel, 1998). Vor allem das Sendungsprinzip trug dazu bei, dass die Hausmütter kein Mitspracherecht bei der Wahl einer Planstelle und in der Folge keinen Einfluss auf ihren Lohn hatten. Demzufolge konnten sich die Hausmütter den Ort, an dem sie als solche tätig wurden, nicht selbst aussuchen, was mit der Ungewissheit einherging, nicht zu wissen, ob sie den Anforderungen gewachsen waren. Die Entscheidung für eine Hausleiterstelle war für einige mit Tränen verbunden, auch angesichts der Doppelbelastung als junge Mutter. Aus den Erinnerungen der ehemaligen Hausmütter lässt sich interpretieren, dass sich für die Mehrheit der befragten Hausmütter das System widersprach. Sie wussten um ihre Qualifikation und fühlten sich in eine Position gedrängt, die sie im Grunde nicht erfüllen wollten.

Dass die Hausmütter Bedenken hatten, ob sie der umfassenden Aufgabe als Hausmutter gewachsen seien, bestätigen Erinnerungen anderer Hausmütter aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Andererseits nahm die Ordnung im System einigen Hausmüttern aber auch Angst, z. B. weil sie wussten, an wen sie sich zu wenden hatten, wenn sie überfor-

dert waren. Der Brautkurs, der insgesamt sechs Monate dauerte, wurde bis Ende der 1960er Jahre in Bethel durchgeführt (Neumann, 2010). Die ehemaligen Hausmütter erinnerten sich besonders daran, dass sie sich in der Anfangszeit der Hausmutterfunktion gegenüber den Angehörigen der „Familie“ durchsetzen und sich beweisen mussten. Frau U. sah einen Grund dafür in ihrem Alter, weil sie im Vergleich zu den Angehörigen der Familie noch sehr jung war. Eine Heiratserlaubnis und damit die Möglichkeit zur Familiengründung bekam ein Bruder erst dann, wenn er eine Planstelle in Aussicht hatte, was bei den Brüdern häufig Protest und Ärger auslöste, insbesondere wenn keine Aussicht auf eine Planstelle bestand. Die Aussicht auf eine Planstelle war auch abhängig von den Hausvätern einzelner Häuser (Nußbicker, 2009). Bei der Frage der Verlobung spielte die Berufsordnung der Nazareth-Brüderschaft eine besondere Rolle. Die Berufsordnung verdeutlicht das Gehorsamsgebot und das Verlangen nach Vertrauen und nach Folgsamkeit gegenüber der Leitung. Möglicherweise verursachten gerade diese Bedingungen die Sorge der Hausmütter, den Anforderungen nicht gerecht zu werden. Anhand der Ergebnisse kann man zu dem Schluss kommen, dass sich die Vergabe einer Planstelle nicht an den Kompetenzen der Hausmütter orientierte, sondern in erster Linie daran, ob die Frau im Berufsfeld des Mannes als tüchtig galt. Anhand der Ausführungen von Pastor Tegtmeier (1948) kann davon ausgegangen werden, dass er nicht an das Ausmaß pflegebezogener Entwicklungen dachte, als er den Aufgaben- und Verantwortungsbereich von Hausmüttern beschrieb. Dass sich frühere Hausmütter bei der Vergabe einer Planstelle überfordert fühlten, verwundert nicht, wenn man an die Schwerpunkte der Häuser denkt, in denen Hausmütter häufig über meh-

rere Jahrzehnte tätig waren und für die sie nicht ausgebildet waren.

Schlussfolgerungen

Die neuzeitliche Gesundheits- und Krankenpflege hat ihre Wurzeln auch in der Pflege von kranken und behinderten Menschen durch Orden und andere religiöse Gemeinschaften. Hausmütter waren nicht nur die Wirtschaftserinnen, sondern auch Pflegerinnen, die sich jedoch aufgrund der gegebenen Bedingungen auf dem Weg zur Hausmutter in vielen Fällen auch überfordert fühlten. Die Zeit, in denen Frauen zur Hausmutter wurden, muss vor der (pflege-)geschichtlichen Entwicklung betrachtet werden. Hausmütter konnten im Verborgenen agieren, weil sich die Institutionen, in denen sie handelten, der öffentlichen Kontrolle entzogen. Die Ergebnisse lassen darauf schließen, dass auch pflegerische Beziehungen einem starken Macht- und Herrschaftsverhältnis unterlegen waren, was sich mit zunehmenden Bestrebungen nach Partizipation und Mitbestimmung veränderte.

Limitationen

Als eine Schwäche der Untersuchung kann die zeitliche Differenz angeführt werden, die zwischen dem Erleben der Hausmütter und dem Zeitpunkt des Interviews besteht.

Ausblick

Da sich die vorliegende Untersuchung nur mit Hausmüttern an der Seite des Diakons befasst hat, könnten Folgeuntersuchungen sich mit der Bedeutung der Hausmutter-Funktion am Beispiel von Diakonissen auseinandersetzen, da anzunehmen ist, dass Diakonissen mehrheitlich pflegerisch qualifiziert waren und einen anderen Weg gegangen sind als Frauen, die einen Diakon heirateten.

Literatur

- Behrens, J. (2008): Orte der Pflege 2 (Unveröffentlichtes Manuskript, Halle, Saale).
- Benad, M. (1994): „Nazareth in Bethel – Historische Bemerkungen zu einem aktuellen Thema. Thesen zum Referat auf dem Gemeinschaftstag am 17. Sept. 1994“. In: Nazarethbrief – Diakonische Gemeinschaft Nazareth, Nr. 8, Bethel bei Bielefeld, S. 3–7.
- Benad, M. (2008): Auf dem Weg zur religiösen Selbstverantwortung. Zum Wandel der religiösen Alltagskultur in diakonischen Einrichtungen nach 1945. In: Journal of Religious Culture, Nr. 101, S. 4–9.
- Bortz, J., Döring, N. (2006): Forschungsmethoden und Evaluation für Human- und Sozialwissenschaftler. 4. Aufl. Berlin, Springer.
- Charmaz, K. (2006): Constructing Grounded Theory A Practical Guide Though Qualitative Analysis. SAGE Publication.
- Falkenroth, R. (1995): Die Entwicklung der „Hausmutter-Regelungen“ von den Anfängen Nazareths bis in die Gegenwart (Unveröffentlichtes Manuskript, Bethel bei Bielefeld).
- Händler-Schuster, D. (2011): Betriebsfamiliale Systeme am Beispiel der Hausmutter-Funktion 1945–1995. Eine hermeneutisch-interpretative Studie über das retrospektive Erleben ehemaliger Hausmütter in Häusern für «Kranke und Pflegebedürftige» in einer diakonischen Anstalt – Methodisch angelehnt an den Ansatz der Grounded Theory. In: Pflege; Jg. 24, Heft 4, S. 271–272.
- Händler-Schuster, D., Schulz, M., Behrens, J. (2011): „... und dann fiel ich aus allen Wolken – das war tiefste Pionierarbeit“. Betriebsfamiliale Systeme am Beispiel der Hausmutter-Funktion – Methodisch angelehnt an den Ansatz der Grounded Theory. In: Pflegewissenschaft; Jg. 13, Heft 7–8, S. 404–412.
- Händler-Schuster, D., Schulz, M., Behrens, J. (2012a): Before Empowerment: residents' memories of the role of the house-mother in diaconal residential care settings in Germany 1945–1995. In: Journal of Psychiatric and Mental Health Nursing (im Druck).
- Händler-Schuster, D., Schulz, M., Behrens, J. (2012b): «Mein Lohn ist, dass ich darf». Wie Hausmütter den Machtverlust ihrer Position in Häusern für «Kranke und Pflegebedürftige» zwischen 1945 und 1995 im Rückblick erinnerten. In: Pflege (im Druck).

- Häusler, M. (2007): Wichern und die männliche Diakonie. In: Herrmann V, Gohde J, Schmidt H. (Hrsg.): Johann Hinrich Wichern – Erbe und Auftrag. Stand und Perspektiven der Forschung. Bd. 30. Heidelberg, Universitätsverlag Winter GmbH, S. 181-190.
- Kreutzer, S. (2006): Hierarchien in der Pflege. Zum Verhältnis von Eigenständigkeit und Unterordnung im westdeutschen Pflegealltag. In: Braunschweig, S. (Hrsg.): Pflege, Räume, Macht und Alltag. Beiträge zur Geschichte der Pflege. Zürich, Chronos Verlag, S. 203–210.
- Kreutzer, S. (2008): Fürsorglich-Sein. Zur Praxis evangelischer Gemeindepflege nach 1945. In: L'Homme, Jg.19, Heft 1, S. 61–79.
- Mayring, P. (2002): Einführung in die qualitative Sozialforschung. Weinheim und Basel, Beltz.
- Neumann, R. (2001): Die Nazareth-Schwester-Frauen in der Diakonie ohne Mutterhausanbindung. In: Benad, M. (Hrsg.): Bethels Mission (1). Zwischen Epileptischenpflege und Heidenbekehrung. Band 19. Beiträge zur Geschichte der v. Bodelschwinghschen Anstalten Bethel. Bielefeld, Luther-Verlag, S. 133–170.
- Neumann, R. (2010): Die Westfälische Diakonenanstalt Nazareth 1914–1954. Jahrzehnte der Krise. Bielefeld, Luther Verlag, S. 26-31; S. 85-100.
- Nußbicker, R. (2009): Freistatt, Heimerziehung und die Westfälische Diakonenanstalt Nazareth. In: Benad, M., Schmuhl, H. W., Stockhecke, K. (Hrsg.): Endstation Freistatt. Fürsorgeerziehung in den v. Bodelschwinghschen Anstalten Bethel bis in die 1970er Jahre. Bielefeld, Verlag für Regionalgeschichte, S. 217–254.
- Polit, D. F., Beck, C. T. (2012): Nursing Research: Generating and Assessing Evidence for Nursing Practice. Philadelphia: Wolters Kluwer Health/Lippincott Williams & Wilkins.
- Randzio, B. (2008): Von der Dienstgemeinschaft zur Teamarbeit. Die Reform der Psychiatrie in den v. Bodelschwinghschen Anstalten Bethel 1967–1996. In: Hey, B., Wittmütz, V. (Hrsg.): 1968 und die Kirchen. Bielefeld, Verlag für Regionalgeschichte, S. 149–161.
- Rosemann, H. (1966): Vom Stil in neuen Häusern. [Unveröffentlichtes Manuskript eines Vortrages, der am Brüdertag der Westfälischen Diakonenanstalt Nazareth, Bethel gehalten wurde]. Bethel bei Bielefeld.
- Steinbrück, J. (2001): Von der Fürsorge zur Leistung? Neue Personal-(entwicklungs)konzepte in der Sozialen Arbeit am Beispiel der Diakonie. Aachen, Mainz, S. 38-50.
- Stiefel, A. (1998): Frau Anneliese Stiefel erzählt von ihrem Leben in Afrika, in Bethel, in Palästina und an anderen Orten. In: Cohrt, L., Quentmeier, I., Rosenmann, U., Weduwen, M. (Hrsg.): Frauengeschichten. Bethel bei Bielefeld, Diakonische Gemeinschaft Nazareth, Frauenarbeit, S. 31–37.
- Strauss, A., Corbin, J. (1996): Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Weinheim, Psychologie Verlags Union.
- Tegtmeier, P. (1948): Brüderrat der Diakonenanstalt Nazareth (Hrsg.). Wir werden seine Wunder sehn! Erinnerungen und Erfahrungen aus der Geschichte des Brüderhauses Nazareth von 1923–1948. Herausgegeben vom Brüderrat der Diakonenanstalt Nazareth, Bethel bei Bielefeld.
- Weber, M. (1980): Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie. Besorgt von Johannes Winkelmann. 5. Rev. Aufl., Studienausgabe. Mohr, Tübingen, S. 28.

Anmerkung

¹ Nazaretharchiv; N-A-043, Bielefeld-Bethel.

Autoren



Daniela Händler-Schuster (Dr. rer. medic), Dozentin Forschung und Entwicklung Pflege, ZHAW Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften Department Gesundheit, Institut für Pflege
Technikumstrasse 71
8401 Winterthur
Schweiz
daniela.haendler-schuster@zhaw.ch

Michael Schulz (Prof. Dr. rer. medic.), Lehrstuhl Psychiatrische Pflege, FHdD Fachhochschule der Diakonie, Bethel bei Bielefeld, Deutschland.

Reinhard Neumann, Dozent für Kirchen- und Diakoniegeschichte, FHdD Fachhochschule der Diakonie Bethel bei Bielefeld und Dozent für Diakonik in der Ausbildung der Evangelischen Kirche von Westfalen, Deutschland.

Johann Behrens (Univ.-Prof. Dr. phil. habil.), Direktor, Institut für Gesundheits- und Pflegewissenschaften an der Medizinischen Fakultät der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg sowie Forschungsprofessor des Deutschen Institutes für Wirtschaftsforschung (DIW) Berlin, Deutschland.